

Der Sinn des Sonntags und der Feiertage

Predigt zu Fronleichnam: Dtn 8,2-3.14-16a; 1 Kor 10,16-17; Joh 6,51-58

Viele Klagen sind in Deutschland landauf, landab zu hören über wirtschaftlichen Niedergang, die Unfähigkeit der Politik zu nachhaltigen Reformen, Polarisierung und Hetze in den sozialen Netzwerken, die demographische Zeitbombe, die unaufhaltsam tickt, etc. Es gibt große Angst vor Wohlstandverlust, Rechtsruck, ja inzwischen sogar vor Krieg. Außerdem scheint die Resilienz gegenüber Druck und anderen Belastungen des Lebens immer mehr abzunehmen, was sich in einer deutlichen Zunahme von psychischen Problemen, Erkrankungen, Burnout, Depressionen, etc. zeigt, nicht zuletzt schon bei Kindern und Jugendlichen.

Für all das werden verschiedenste Gründe diskutiert. Doch einen Grund höre ich so gut wie nie. Ich möchte ihn als Frage formulieren: Könnte nicht auch der Verlust des Glaubens und einer bewussten Glaubenspraxis etwas mit den Problemen zu tun haben, die viele Menschen, ja unsere ganze Gesellschaft plagen?

Über Jahrhunderte hinweg war der christliche Glaube so etwas wie die „Seele“ unseres Landes und unseres Kontinents. Man lebte im Rhythmus des Kirchenjahres. Der Sonntag wurde begangen als *Sonntag*, d.h. als „Tag des Herrn“. Die großen Feste unseres Glaubens, jeweils vorbereitet durch Zeiten des Fastens und Betens, ließen die Menschen immer wieder eintauchen in die Geheimnisse eines Hoffnung gebenden Glaubens. Selbst diejenigen, die nur aus Gewohnheit und aufgrund sozialen Drucks am Sonntag den Gottesdienst besuchten und all das andere mitmachten, waren irgendwie geborgen in dieser Routine und mitgetragen von denen, deren Glaube existentielle Tiefe hatte. Die selbstverständliche Einbettung des Lebens in eine gesellschaftlich akzeptierte Atmosphäre des Glaubens gab unzähligen Menschen gerade auch in schweren Situationen seelische Kraft, Trost, Hoffnung, Halt und Orientierung – sowohl für dieses Leben wie auch darüber hinaus. Zugleich leistete der Glaube, der Gottes- und Nächstenliebe in einer unzertrennbaren Einheit sah, einen unersetzlichen Beitrag zur Humanisierung unseres Gemeinwesens. Ohne den Gedanken der Nächstenliebe und der Solidarität mit *jedem* Menschen, insbesondere den Ärmsten und Schwächsten, gäbe es die großen Errungenschaften unseres Sozialstaates nicht.

Natürlich mag mancher fragen: Aber braucht's dafür wirklich den Glauben an den christlichen Gott? Es gibt doch genügend Beispiele von Menschen, die auf Distanz sind zu Glaube und Kirche und dennoch z.B. vorbildliche Nächstenliebe üben! Das ist ohne Zweifel richtig. Zugleich ist aber auch die Klage über einen wachsenden Egoismus in unserem Land zu hören. Es stellt sich daher die Frage, ob der fortschreitende Verlust von Glaube und Glaubenspraxis auf Dauer und aufs Ganze gesehen nicht doch erhebliche Folgen zeitigen wird, die weder zum Wohl des Einzelnen noch zum Wohl unseres Gemeinwesens sind.

Diese Frage will ich einmal konkret festmachen am Sonntag und fragen: Könnte der genannte Verlust nicht auch etwas mit dem Verlust des Sonntags als *Sonntag* zu tun haben? Die immer wieder aufflammenden Diskussionen um die Streichung eines Feiertags zugunsten des Wirtschaftsstandorts Deutschland haben mich bewogen, dieser Spur einmal nachzugehen. 1995 hatte ja die evangelische Kirche (außer in Sachsen) den Buß- und Betttag als Beitrag zur Finanzierung der neueingeführten Pflegeversicherung als zusätzlichen Arbeitstag angeboten. Der Feiertag war weg, die Finanzierungsprobleme blieben. Man hat es schon bald bitter bereut.

Zunächst ein kurzer Ausflug in die Geschichte: Wir befinden uns im Jahr 304 n. Chr. Kaiser Diokletian hatte den Christen bei Todesstrafe den Besitz ihrer heiligen Schriften, die sonntägliche Eucharistiefeier und die Errichtung von Gebäuden für ihre Versammlungen untersagt. Bei einer Razzia in Abitene im heutigen Tunesien wurden 49 Christen, die sich im Haus eines gewissen Octavius Felix zur Eucharistie versammelt hatten, überrascht, gefangen genommen und nach Karthago verbracht. Auf die Frage des sie verhörenden Prokonsuls Anulinus, warum sie sich dem strengen Befehl des Kaisers widersetzt hatten, gab einer von ihnen mit Namen Emeritus diese berühmt gewordene Antwort: „*Sine dominico non possumus. Ohne den Herrentag können wir nicht leben.*“ Und er fügte hinzu: „*Es würden uns die Kräfte fehlen, uns den täglichen Schwierigkeiten zu stellen und nicht zu unterliegen.*“ Nach grausamer Folter wurden alle 49 Christen für ihre Teilnahme an der sonntäglichen Eucharistie getötet – *Märtyrer des Sonntags*.

Was drückt sich in dieser Haltung gläubiger Christen aus, die lieber sterben wollten als auf die Eucharistie am Sonntag zu verzichten? Waren das Fundamentalisten, Glaubensfanatiker, denen die Lebensmaßstäbe durcheinandergeraten waren? Man kann doch auch ohne Sonntagsmesse glauben! Dafür stirbt man doch nicht!

Nein, weder waren sie religiöse Fanatiker noch waren sie falschen Maßstäben erlegen. Im Gegenteil: Sie hatten ein Maß gefunden, Jesus Christus, ohne den ihnen ihr Leben sinnlos erschienen wäre. Ihn verleugnend hätten sie ihre Mitte verloren. Es ist wie bei einem Fahrrad: Damit die Räder gut und rund laufen, müssen die Speichen sehr genau auf die Nabe, die Mitte hin zentriert sein. Je weniger sie das sind, um so mehr eiert es und die Unfallgefahr wächst. Mit unserem Leben ist es nicht anders. Wenn unser Leben keine richtige Mitte hat, auf die hin die Speichen des *Alltags* zentriert sind, droht es auseinanderzufallen.

Eines der großen religiösen und kulturellen Erbstücke, ja Vermächtnisse des jüdisch-christlichen Glaubens an die Menschheit ist daher die „Erfindung“ des Sabbats (jüdisch) bzw. Sonntags (christlich) als eine solche *zeitliche* Mitte. Um diese Mitte soll sich – das ist die „Idee“ des Tages – das alltägliche Getriebe aus Arbeit, Pflichterfüllung, Broterwerb und Geldverdienen drehen, um an diesem Tag zur Ruhe zu kommen. Nicht einfach nur im Bett, weil man endlich ausschlafen kann, sondern um zur Ruhe zu kommen *in Gott*, zur Ruhe zu kommen durch die Ausrichtung des Lebens auf Ihn hin. Denn nicht nur der Körper braucht Ruhe und Erholung, sondern auch die Seele.

So sind wir eingeladen, an einem von sieben Tagen herauszutreten aus dem Alltagseinerlei. Es ist ein *Tag der Arbeitsruhe* – gleichsam die *horizontale, menschengemäße, menschenfreundliche* Bedeutung dieses Tages. Die Arbeitsruhe, so gut sie dem Menschen tut, hat aber noch ein größeres Ziel. Sie soll ermöglichen, dass der Sonntag auch *Tag des Herrn* ist, Tag der *Heiligung für Gott* – gleichsam die *vertikale, gottgemäße, gottfreundliche* Bedeutung des Sonntags. Einmal in der Woche sollen wir nicht Arbeitssklaven, Knechte der Daseinsorge sein müssen, sondern frei: frei *von* der Arbeit, daher frei *für* Gott, frei füreinander, besonders die Familie, Freunde, etc.

Wie viele Menschen mögen ihre Lebensmitte vielleicht auch deswegen verloren haben, weil ihnen dieser eigentliche Sinngehalt des Sonntags verlorengegangen ist – heute leider nur allzu oft um ökonomischer Vorteile willen, wegen des Sports oder einfach aus Bequemlichkeit. Wie gut täte es unzähligen Menschen, den Sonntag *als Sonntag* wiederzuentdecken.

Zum Schluss kann noch ein Blick auf die heutigen Lesungstexte helfen, den Sinn des Sonntags zu erschließen: „*Gott wollte dich erkennen lassen, dass der Mensch nicht nur von Brot lebt, sondern dass der Mensch von allem lebt, was der Mund des HERRN spricht*“. Immer wieder höre ich von Gläubigen, dass sie ein Wort aus Messfeier – etwa aus den Lesungstexten oder der Predigt – in die Woche mitnehmen, wo es sie im Alltag begleitet. Auch unabhängig vom Gottesdienst könnte man, vielleicht sogar zusammen mit dem Ehepartner und ggfs. Kindern, gemeinsam in der Bibel lesen, z.B. einen Abschnitt aus einem Evangelium, sich über das Wort Gottes austauschen, sich davon ansprechen lassen und davon etwas mit in die Arbeitswoche nehmen.

In der 2. Lesung ist vom „Kelch des Segens“ die Rede. Im eucharistischen Brot und im eucharistischen Kelch empfangen wir Den, der Gottes Segen in Person ist. Dieser Segen will ausstrahlen in die ganze Woche. Ich selber darf in der Kraft der empfangenen heiligen Speise zum Segen werden. Und ich kann bitten, dass der Christus alles segnet, was in der Woche ansteht und auf mich zukommt: in der Arbeit, an Begegnung, Gespräch, Anforderungen und Herausforderungen.

Und schließlich spricht Jesus im Evangelium davon, dass, wer die eucharistische Speise empfängt, *in ihm bleibt und er in ihm*. Das Wort „bleiben“ ist hier entscheidend. Die Verbindung mit Gott, mit Jesus, die mir in der hl. Kommunion geschenkt wird, soll nicht ein flüchtiger Moment sein, sondern *bleiben* hinein in den Alltag. Denn ihn, Jesus, zur *Mitte* meines Alltags zu machen, würde, da bin ich sehr sicher, mein Leben reicher, schöner, freudvoller und friedvoller machen. Das wünsche ich Ihnen von Herzen und zugleich sage ich einen großen Dank denen, die auch in unserer säkularen Zeit immer noch den Sonntagsgottesdienst besuchen.

Bodo Windolf